

sind meist grünlichblau gefärbt, auf Sand- oder Kiesbänken erscheinen sie meist gelblichbraun. Aber wie immer auch der Fisch seine Färbung verändern kann, die blutrote Färbung der Rotpunkte bleibt immer bestehen.

Auch die Dichte der Punktierung sowie die Größe der Punkte spielt hier keine Rolle. Es gibt auch Forellen, bei welchen die Rotpunktierung überhaupt fehlt, sie haben dann meist nur einige wenige blaugraue Flecken, ja, ich sah sogar einmal eine Forelle, sie war grünlich-braun gefärbt, etwa wie eine Schleie, welche nicht einen einzigen Punkt hatte. Aber dies alles sind seltene Ausnahmen. Auch Forellen, welche in Teichen gehalten werden, verlieren sehr viel von ihrer ursprünglichen Färbung, sie sind meist

lichter und eintöniger gefärbt und oft herrschen silbrige Formen vor.

Ich bezweifle sehr, ob es richtig ist, daß wir unsere heimatlichen Stämme der Bachforellen immer mehr verdrängen. Solche Eingriffe in die Natur haben sich bis jetzt immer als schädlich erwiesen. Es wäre an der Zeit, sich mit diesem Problem näher zu befassen, und wenn schon nichts anderes unternommen werden kann, wenigstens einige wenige Bäche von diesem Fremdbesatz zu verschonen, um in ihnen die heimatliche Rasse zu erhalten, auf welche man dann immer einmal im Notfall zurückgreifen kann. Wenn der heutige Trend anhält, wird es nur dazu kommen, daß wir einmal sagen werden „Ja früher, da gab es viel schönere Forellen, sie waren bunter und hatten leuchtende, blutrote Punkte“

Fritz Merwald

Die Fische des kleinen Mannes

Fast jedermann kennt den Fischer, der am Fuß eines Dammes steht und den Stoppel an seiner Angelschnur in der leichten Strömung flußabwärts treiben läßt, um ihn dann aus dem Wasser zu heben und oberhalb seines Standplatzes wieder auszuwerfen. In stumpfer Ergebenheit in die scheinbare Aussichtslosigkeit seines Tuns — so erscheint es wenigstens dem müßig vorbeisclendern- den Spaziergänger — steht er stundenlang als vollendetes Abbild des Witzblattanglers am Wasser.

Der so sturgeduldige Fischersmann ist meist ein Stoppler oder Näslingzupfer. Seine Beutestücke sind grätenreiche, keineswegs sehr wohlschmeckende Weißfische, vor allem die bekannten Nasen oder Näslinge. Er ist fast überall dort anzutreffen, wo die Strömung nicht zu schnell ist, sich in Kehren dreht oder an natürlichen oder künstlichen Hindernissen bricht. Er steht unter verkehrsdrohenden Stadtbrücken, auf Dämmen neben Straßen und am Ausgang von Häfen, aber auch dort, wo ein Fluß durch Auland zieht oder durch Wiesen und Ackerland.

Der Näsling, die Beute des kleinen Mannes, ist einer der bekanntesten, weil häufigsten, Bewohner unserer Flüsse und Ströme. Der am Rücken dunkelgrau, leicht grün oder blau getönte Fisch mit den schwach silbern glänzenden Seiten und der weit vorragenden Schnauze, der er seinen Namen verdankt, liebt das fließende Wasser; in Seen ist er nur an ihren Zu- und Abflüssen anzutreffen. In Mitteleuropa bewohnt er alle Fließgewässer nördlich der Alpen, vor allem das Stromgebiet der Donau und des Rheines. Nach Westen erstreckt sich sein Verbreitungsgebiet bis Holland, nach Osten bis zur Wolga. Er ist ein ausgesprochener Bodenfisch, der sich von Kleintieren und pflanzlichen Stoffen ernährt. Gerne weidet er mit den scharfkantigen Rändern seiner hornigen Lippen den Algenbewuchs an Steinen und Wasserpflanzen ab.

Der Näsling ist ein Schotterlaicher, der zur Fortpflanzungszeit in sehr großen Scharen flußaufwärts zieht, um in Seitenbächen, Buchten und Aufräben auf Kiesgrund seine Eier abzulegen. Die laichenden Fische sind sehr lebhaft gefärbt und tragen einen Laichauschlag. Infolge der fortschreitenden Ver-

bauung unserer Fließgewässer, vor allem aber durch die Errichtung der Wasserkraftwerke, haben sie leider viele ihrer Laichplätze verloren und werden noch weitere verlieren.

Einen Laichzug von Näslingen, wie er sich noch vor 30, 40 Jahren abspielte, muß man selbst gesehen haben, um zu wissen, daß er ein echtes Naturschauspiel war. In dem Wasser, in dem ich fischereiberechtigt bin, habe ich selbst noch die in ihren Ausmaßen heute beinahe kaum mehr vorstellbaren Wanderzüge laichender Näslinge erlebt. Zu Aberhunderten zogen die Fische enggedrängt, Seite an Seite, den Aufraben aufwärts, um dann auf den damals noch bestehenden Schotterbänken abzulaichen. Das war ein schiebendes, stoßendes und drängendes, klatschendes und platschendes Gewimmel silbern blinkender und blitzender Fischleiber, die sich in einem hemmungslosen Liebestaumel wälzten, drehen und drängten.

Millionen von Eiern übergeben die Laichenden in einer Gebärtollheitsondergleichen dem Wasser. Der Großteil von ihnen wird scharfen Kiefern und Klauen, schnappenden und schlüpfenden Mäulern, blitzschnell zupackenden Greifzangen und hakenden Schnäbeln zum Opfer fallen. Auf die Jungfische, die sich aus den verbleibenden Eiern entwickeln, lauern die gleichen Gefahren. So riesig aber ist die Überfülle des Lebens, die geboren wird, daß die Erhaltung der Art trotz der überaus hohen Verluste gewährleistet ist.

Wenn der Winter kommt, sammeln sich die Näslinge oft in großen Scharen in Buchten und Kehren der Flüsse, wo sie den Winter in dem beinahe stillstehenden Wasser verbringen. Diese Gewohnheit der Fische wurde früher, vor noch 40, 50 Jahren, vielfach ausgenutzt, um sie zu fangen. Man machte, wie sich die Fischer ausdrückten, einen Eisbruch. Voraussetzung dazu war eine scharfe Kälte, die das Wasser zwischen dem Ufer und einer vorgelagerten Schotterbank oder in einer Bucht so stark gefrieren ließ, daß das Eis begangen werden konnte. Besonders günstig war es, wenn es stark geschneit hatte, weil sich dann in der Dunkelheit unter der Eisfläche besonders viele Schwarmfische — die meisten waren Näslinge — sammelten. Wenn nun an

der genannten Stelle das Wasser nicht zu tief war und keine Hindernisse, wie Steine, eingeschwemmte Äste oder versunkene Stämme den Einsatz der Netze unmöglich machten, waren die Voraussetzungen für einen Eisbruch gegeben. Bei dieser Art von Fischfang wurden früher nicht selten fünf bis acht Zentner Fische gefangen.

Im Jänner 1933 habe ich selbst bei einem Eisbruch an der Donau mitgeholfen. Mir sind heute noch diese drei Tage unvergeßlich, an denen wir vom Morgen bis zum Abend bei stählerner Kälte und scharfem Wind eifrig werkten. Zuerst wurde mit einem Zugnetz, einer „Segn“, die dick vereiste Wasserfläche zwischen der Donau und einer Schotterbank, die sich vom Ufer in den Strom hinaus erstreckte, so „abgesetzt“, das heißt abgesperrt, daß die unter dem Eis stehenden Fische nicht mehr entweichen konnten. Zu diesem Zweck schlugen wir eine Reihe von Löchern in das Eis und zogen dann mit einem Bootshaken ein Netz vom Donaudamm bis zu der Sandbank hinüber. Dann schlugen wir in bestimmten Abständen Löcher in die Eisdecke, steckten in sie starke Stangen, auch „Bäume“ genannt, und drückten sie gleichzeitig kräftig nieder, so daß das Eis von einem Loch zum anderen durchbrach. Die großen, nun schwimmenden Platten schoben Helfer, die mit einer Zille fuhren, in die Strömung hinaus. War auf diese Weise ein größerer Teil der Eisfläche entfernt, so setzten wir das „Garn“, das Netz, vorsichtig nach. Nun sah man bereits die angstvoll hin- und herschießenden Fische, die immer mehr zusammengedrängt wurden. War nach schwerer, vor allem bitterkalter Arbeit die gesamte Eisfläche entfernt, so nahmen wir zunächst mit einer zweiten Segn, die mit einer Zille „ausgefahren“ wurde, ein- bis zweimal aus, wobei wir bereits viele Fische fingen. Das als Absperrung gesetzte Garn wurde mehrfach nachgesetzt und schließlich mit ihm selbst ausgenommen. Wir fingen auf diese Weise im Jänner 1933 immerhin über 300 Kilogramm Weißfische, vor allem Näslinge.

Als Fisch der Angelei wird der Näsling von vielen Petrijüngern nur wenig geschätzt. Er ist fast nur die Beute des kleinen Mannes, des bescheidenen, leider vielfach geringgeschätzt beurteilten Stopplers. Diese Be-

wertung geschieht auf jeden Fall zu Unrecht. Dies vor allem, weil es letzten Endes nicht darauf ankommt, was man fischt sondern wie, in welchem Geist und in welcher Einstellung zur lebenden Kreatur, man es tut. Denn schinden und aasen kann auch ein Könner von hohen Graden, grundanständig fischen aber kann auch ein Angler, der sich mit bescheidenen Fängen begnügt und das Erlebnis der nassen Waid nicht allein in der Länge und in den Massen seiner Beute sieht, sondern in dem inneren Gewinn, den ihm die Tage am Wasser bescheren.

Außerdem: Näslingzupfen muß man können. Wer es nicht gelernt hat, der kann — und sei er auch ein Meister mit Flugschnur und Blinker — recht kläglich versagen. Der Näsling mit seiner engen Maulspalte und den geraden Lippenrändern nimmt nur kleine Köder an kleinen Haken an. Da er außerdem recht vorsichtig anbeißt und sofort wieder losläßt, wenn er die Härte der Angel spürt, muß man sehr schnell anschlagen. Wer dies nicht weiß und nicht kann, der wird wenig Aussicht auf Erfolg haben. Außerdem ist zu bedenken, daß der Näsling — durch sein unterständiges Maul als Bodenfisch gekennzeichnet — die Nahrung am Wassergrund sucht und daher der Köder knapp über dem Boden geführt werden muß. Selbstverständlich soll ein unauffälliger Kiel oder Kork sowie feines Zeug verwendet werden. Als Köder kann man den Regenwurm ebenso

benützen wie eine fette Made oder ein Teigkugelchen. Manche Fischer schwören auf Speck oder bevorzugen die Larven der Köcherfliegen. Ist das Wasser „angestaubt“, das heißt schlammigtrüb, so wird man eher auf einen Erfolg rechnen können als wenn es rein und klar ist.

Die Näslingzupfer sind die Angler, die jedermann kennt, die man mitleidig oder herablassend belächelt, wenn man ihnen eine Zeitlang neugierig zusieht und über die man die meist schon recht alten Witze immer wieder aufwärmt. Ich mag sie, diese Stillen und Bescheidenen, die so begeistert ihrer Liebhaberei frönen und sich dabei mit karger und grätenreicher Beute begnügen. Ob es regnet oder schneit, schneidendkalt ist oder brütendheiß, sie schwingen ihre meist einfachen Bambusruten, ob Beißwetter ist oder „nichts geht“, sie stehen am Wasser. Sie murren über die Fischereiaufsicht und über die Zuschauer, beneiden den Nachbar, der gerade einen Biß hatte und grinsen über den, der einen Fisch brannte, sie ärgern sich über die Netzfischer und beklagen die Jahr für Jahr steigenden Kosten der Anglerlizenzen: Aber sie fischen um jeden Preis und unter allen Umständen.

Darum Brüder in St. Petrus: Verachtet mir die Näslinge nicht, auch wenn sie noch so viele Gräten haben und noch so farb schmecken und verachtet auch nicht den kleinen Mann, der auf sie fischt.

Udo Kruczewski

Unser kleines Fischrevier!

Die Schneise ist keine 30 Meter breit, und dennoch nimmt sich das Leittier fast eine Viertelstunde Zeit, das folgende Rudel Hirsche von einer Dickung in die andere zu führen. Selten nur ist das Kopftier zu überlisten. Heute gelang es. Gelang es dem Menschen, der nicht weit entfernt den herrlichen Anblick dieses scheuen Wildes genießen durfte. Wie ein Spuk sind sie verschwunden. Kirchenstille ringsum. Schon

will sich der Beobachter mit Glas und Kamera leise diesem Bereich entziehen, als auf fast gleicher Fährte Reineke, der Rotfuchs, der Alte vom hohen Holz, entlanggeschnürt kommt. Viel sorgloser als seine Vorgänger, viel frecher.

Fluren, die sich immer mehr einengen, um einem ständig wachsenden Volk den nötigen Lebensraum zu geben, oder einem stetig mehrzählenden Menschenstrom die nötige

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1976

Band/Volume: [29](#)

Autor(en)/Author(s): Merwald Fritz [Friedrich]

Artikel/Article: [Die Fische des kleinen Mannes 85-87](#)